

MAAK FLATTEN

heldenlos

Roman



Rote Katze
VERLAG

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gem. § 44b
Urheberrechtsgesetz (Text-und Datamining) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag,
Kupferschmiedestraße 14, 23552 Lübeck, Deutschland
www.rotekatzeverlag.de / info@rotekatzeverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.
1. Auflage, April 2026

Satz: La Deutsche Vita®
Coverbild: Tobias Renner, KI-generiert
Porträtfoto: Carola Flatten
Herstellung: ScandinavianBook, Rudolf-Diesel-Str. 10,
91413 Neustadt a. d. Aisch

ISBN 978-3-910563-46-9

Für

Carola, Moritz & Julia,
durch die alles anders gekommen ist,

&

Pepe,
der weiß warum.

*Remember all the movies, Terry, we'd go see,
Tryin' to learn how to walk like the heroes we thought we had to be
And after all this time to find we're just like all the rest...*

Bruce Springsteen
Backstreets (Born to Run, 1975)

Prolog

Andreas Althoff hatte schon lange die Angewohnheit, am späten Silvesternachmittag, während die Nation auf die Neujahrsansprache des Bundeskanzlers und *Dinner for One* wartete, seine „Erinnerungskisten“ aus dem Schrank zu nehmen und darin herumzustöbern. Es waren ausrangierte Schuhkartons, in denen er unsortiert alle möglichen Dinge aufbewahrte: Fotos, Eintrittskarten, Notizzettel, Etikette von Bierflaschen, Postkarten, Streichholzbriefchen, Zeitungsartikel und so weiter. Die Kisten folgten keiner Chronologie, sodass sich in jeder Kiste Überreste aus grauer Vorzeit und Zeugnisse der jüngeren Vergangenheit fanden. Mehr oder weniger wahllos nahm er Dinge heraus und betrachtete sie, las einen alten Brief noch einmal, versuchte einen Skipass Vorkommnissen des jeweiligen Urlaubs zuzuordnen, oder fragte sich, wer das auf dem Foto neben ihm war. Die meisten dieser Relikte legte er bald wieder weg. Doch selbst wenn sie ihm noch so fremd oder bedeutungslos erschienen, er nicht mehr genau wusste, welche Bedeutung sie einmal gehabt hatten, was allerdings nur bei sehr wenigen vorkam, hatte er noch nie ein Überbleibsel, das seinen Weg in eine der Kisten gefunden hatte, nachträglich herausgenommen.

Erinnerungsstücke aus dem Jahrzehnt zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Geburtstag beiseitelegend, ohne sie mehr als eines flüchtigen Blickes zu würdigen, grub er sich tiefer in die Kiste zur Schicht der frühen Jahre, bis er auf die Liste mit den auf ihren Beerdigungen zu spielenden Liedern stieß, die Jay und er mit sechzehn erstellt und mit dem Versprechen verbunden hatten, dafür zu sorgen, dass sie im Fall des Falles, und sei es gegen den Widerstand ihrer Eltern oder etwaiger zukünftiger Ehefrauen und Kinder, auch tatsächlich gespielt würden. Die Listen waren fast identisch gewesen. Er konnte nicht sagen, welches Lied von

Jays Liste nicht auf seiner gestanden hatte und welches andere an seiner Stelle. Jay hatte seine Liste unterschrieben und ihm zur Aufbewahrung anvertraut und er seine Jay.

Aus derselben Epoche musste das Heft mit den wöchentlichen Bestenlisten sein, links Andis, rechts Jays: Die zehn besten Alben, Lieder und Filme aller Zeiten, die größten Schauspieler, Gitarristen, Fußballer, Tennisspieler (bei Jay stand immer Borg auf Platz eins, bei Andi wechselten McEnroe und Connors – weil sie nicht nur gegen den Mann auf der anderen Seite des Netzes, sondern gegen die ganze Welt zu spielen schienen) und die angesagtesten, heißesten, verliebenswertesten Mädchen der Schule (drei verschiedene Listen).

Auf dem Boden des Kartons lag ein Umschlag mit einem Dutzend Polaroid-Fotos, die ihn mit den anderen zu Sylvester 1989 in Berlin zeigten. Auf einem Bild hatte Tom einen Ghettoblaster auf der Schulter. Sie hatten die Live-Übertragung des U2-Konzerts in Dublin gehört, die am Anfang immer wieder von Verkehrshinweisen unterbrochen worden war. Er erinnerte sich, wie Bono zu den einsetzenden Klängen von *I still haven't found what I'm looking for* gesagt hatte: „*This is the future! The only limits are the limits of our imagination. Dream up the kind of world you wanna live in. Dream out loud. On high volume...*“ Ausgerechnet am Ende der Achtziger Jahre hatten sie für einen Moment angefangen zu glauben, dass die Welt sich all dem zum Trotz, was ihre Eltern ihnen vorerlebt hatten, doch verändern ließ. Im Juli 1988 hatte Bruce Springsteen in Ost-Berlin vor dreihunderttausend Menschen Bob Dylans *Chimes of Freedom* mit den Worten angekündigt, er hoffe, dass eines Tages alle Barrieren niedergerissen würden, und ein gutes Jahr später war die Mauer gefallen. Im Juni 1988 hatte in London das Free-Nelson-Mandela-Konzert mit Sting, Peter Gabriel, Little Steven und den Simple Minds stattgefunden, und im

Februar 1990 war Mandela aus dem Gefängnis entlassen worden. So einfach war das gewesen. Er war überrascht, den Artikel aus dem *Kölner Stadtanzeiger* in der Kiste zu finden, in dem er als „Held“ bezeichnet wurde. Darüber das Foto von Bobby Marciano und ihm bei Bobby zuhause in New Jersey. Er hatte geglaubt, den Artikel weggeworfen zu haben.

Darunter die reichlich ramponierte Quittung aus dem *Smoke Jazz Club* in New York vom Vorabend seines 30. Geburtstages, die er Wochen nach seiner vermeintlichen Heldentat in einer Jeans gefunden hatte.

Lange betrachtete Andi ein Foto, das am Baggersee aufgenommen worden war: Jay, Tom, Bernd und er sonnengebräunt am Feuer sitzend, im Hintergrund das Kieswerk und die Silhouette seines Bruders, der sich mit einem Stapel frischer Holzscheite auf den Armen nähert. Tom dreht einen Joint, Jay blickt ins Feuer, Bernd trinkt grinsend an seinem Bier, während Andi ihm etwas zuflüstert.

Er versuchte, so sehr es irgend ging, sich an die Person zu erinnern, die er auf dem Bild neben Bernd sah, den jungen Kerl, der er einmal gewesen war, suchte nach seinen Gewissheiten und seiner Wut, so wie man sich der Stimmen seiner verstorbenen Großeltern zu entsinnen versucht. Das Foto musste in der letzten Nacht am Kieswerk aufgenommen worden sein, der letzten Nacht, in der alles möglich schien.

New York City, Dienstagmorgen

So sah sie also aus, die Wahrheit im Morgenlicht. An seinem 30. Geburtstag saß Andreas Althoff tausende Kilometer von zuhause allein auf einer Parkbank in New York. Konnte er so tun, als wüsste er nicht, was er erfahren hatte? Musste er so tun, weil es das einzig Anständige war?

Andi rieb mit dem Daumen seiner rechten Hand über die Innenfläche seiner linken und blinzelte. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Er hatte sich auf eine der Parkbänke am Brunnen im City Hall Park gesetzt, nachdem er stundenlang von der Upper Westside den Broadway heruntergelaufen war. Er hatte eine Pause gebraucht.

Die Straßen waren dabei, sich zu beleben. Männer und Frauen, die aussahen, als arbeiteten sie in Anwaltskanzleien und Banken, tauchten aus dem Aufgang der U-Bahn-Station auf, eilten südwärts und bogen in die Barkley Street, kamen mit einem Becher Kaffee aus dem *Starbucks* im Woolworth Building oder kauften, das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt, am Zeitungsstand an der Ecke Park Place das *Wall Street Journal* oder die *New York Times*. Das Plätschern der Fontänen, die aus den vier Ecken des Beckens auf den Granitbrunnen spien, mischte sich mit dem Rauschen des Berufsverkehrs, anfahrenden, bremsenden und hupenden Autos und Bussen, Signaltönen der Fußgängerampeln, Stimmen vorbeieilender Passanten. Ein Obdachloser, hinter dem ein vollgepackter Einkaufswagen stand, griff mit beiden Händen ins Wasser des Brunnens, tauchte sein Gesicht in die Pfütze in seinen Handflächen und fuhr mit seinen Fingerkuppen von der Stirn über Nase und Mund zum Hals. Die von seinem Kinn fallenden Tropfen glitzerten in der Sonne. Zwischen den Parkbänken, dort wo der Weg vom Brunnen zum Broadway führte, wo sich der Schatten der Bäume bis zum späten Vormittag halten würde, steckte

ein schwarzhaariger Mann, vermutlich ein Mexikaner oder Puerto Ricaner, einen blau-gelb gestreiften Sonnenschirm auf einen Hot-Dog-Stand aus glänzendem Edelstahl, spannte ihn auf und stellte seine Utensilien zurecht: Ketchup- und Senfflaschen, Servietten, Plastikbehälter mit Brötchen, Würstchen, Gurken, Zwiebeln und Sauerkraut und einen Kübel mit Eiswürfeln, in den er *Pepsi*-, *7up*- und *Dr. Pepper*-Dosen warf.

Für einen Moment sah Andi in dem Rückspiegel, der an der Theke des Hot-Dog-Stands befestigt war, den Mann, den Fremde sahen, wenn sie ihn anschauten. Er sah ein bisschen so aus, wie der Trainer einer High-School-Mannschaft am Ende einer langen Saison in einem Football-Film aussehen würde: trainiert, gebräunt, erkennbar jenseits seiner Jugend, ein paar vereinzelte graue Einsprengsel im kurzen, zerzausten Haar, kleine Falten um die jungenhaften Augen, übernächtigt, eine Spur verlebt.

Andi blickte an den Sandsteinfassaden des Woolworth Building und der City Hall mit ihren Stuckverzierungen und Ornamenten, an Fitnessstudios, Anwaltskanzleien, Elektrogeschäften und Kopierläden vorbei zur St. Paul's Chapel jenseits der Verkehrsinsel vor dem Park, umrahmt von Hochhäusern und halb verdeckt von einem Baum, durch dessen Äste das morgendliche Licht zwischen die Säulen vor dem Eingang fiel.

Es war ein prächtiger Spätsommernmorgen. Er hatte seit mehr als vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen. Er war erschöpft von seinem nächtlichen Spaziergang den Broadway hinunter. Die Ereignisse der vergangenen Tage hatten Erinnerungen hochgeschwemmt, wie das Hochwasser im Frühjahr mit dem Schmelzwasser Flaschen, Äste und Plastikfetzen ans Rheinufer spülte und dort liegen ließ, wenn der Fluss sich wieder in sein Bett zurückzog und zum Meer floss. Und doch war er hellwach.

Fünf Tage zuvor war er auf dem Weg zum zehnjährigen Abi-Nachtreffen auf der A4 zwischen Köln und Düren plötzlich vom Gas gegangen, hatte abgebremst und war von der Autobahn abgefahren, zweimal links abgebogen, auf der anderen Seite wieder aufgefahren, hatte beschleunigt und war, Buir, Frechen und Klettenberg hinter sich lassend, über den Rhein und an Deutz und Porz vorbei zum Flughafen gefahren, hatte ein Ticket gekauft und sich in das nächste Flugzeug nach New York gesetzt.

Es war der Sommer, in dem Slobodan Milošević an das UN-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag ausgeliefert wurde, der Sommer, in dem Bernd und Andrea ihr Haus am Stadtrand von Jülich bezogen, das Bernd mit Unterstützung von Arbeitskollegen und Freunden selbst gebaut hatte, der Sommer, in dem Schalke 04 Meister der Herzen wurde.

Es war ein Sommer im Zeitalter der Pax Americana. Die Vereinigten Staaten beherrschten die Welt, wie nicht einmal das Britische Empire, die spanischen Habsburger oder das Römische Reich es getan hatten. Japan befand sich im Niedergang, Russland lag darnieder, und das chinesische Bruttosozialprodukt machte zehn Prozent des amerikanischen aus.

Es war der Sommer von *Ms. Jackson* von Outkast, *Songs in A Minor* von Alicia Keys und *Bootylicious* von Destiny's Child.

Es war der Sommer, in dem Timothy McVeigh in einem Bundesgefängnis in Indiana durch eine Giftinjektion hingerichtet wurde, weil er sechs Jahre zuvor das Alfred-P.-Murrah-Federal-Building in Oklahoma City in die Luft gejagt und hundertachtundsechzig Menschen getötet hatte.

Es war der Sommer, in dem Jörg wegen eines Bandscheibenvorfalles seinen Job als Tennistrainer aufgeben musste, der Sommer, in dem am Rande des G8-Gipfels in Genua der dreiundzwanzigjährige Demonstrant Carlo Giuliani durch

die Kugel des zwanzigjährigen Polizisten Mario Placanica getötet wurde.

Es war der Sommer, in dem Andi und Tom zusammen zum zehnjährigen Abi-Nachtreffen fahren wollten, der Sommer, in dem die afghanische Religionspolizei vierundzwanzig Mitarbeiter der Hilfsorganisation *Shelter Now* wegen angeblicher Missionstätigkeit verhaftete, der Sommer, in dem Bernd seine T-Aktien, die er für 66,50 D-Mark gekauft hatte, zum Preis von 24 D-Mark abstieß, was sich als klug erweisen sollte.

Es war der Sommer, in dem Jay seine Doktorarbeit über Probleme und Rechtsfolgen der Restschuldbefreiung im amerikanischen und europäischen Insolvenzrecht abschloss, die er neben seiner Tätigkeit bei einer Kanzlei für Wirtschaftsrecht geschrieben hatte, der Sommer, an dessen Ende Bob Dylan sein 31. Studio-Album *Love and Theft* veröffentlichte, und der Sommer, in dem Andi in einer schwülen Septembernacht bei der Einreise am John-F-Kennedy-Airport festgenommen wurde.

New York City, Nacht von Samstag auf Sonntag (drei Tage zuvor)

Nach zwei oder drei Stunden unruhigen Schlafes im Etagenbett eines Achterzimmers im Chelsea Hostel in der 23. Straße direkt gegenüber dem gleichnamigen Hotel wachte Andi auf und lag eine Weile, die Arme hinterm Kopf verschränkt, da, eineinhalb Meter unterhalb der Decke, in deren Mitte ein Ventilator surrte. Er lauschte dem Atem und den Schlafgeräuschen seiner Zimmergenossen, von denen er nicht wusste, wie sie aussahen. Er hatte zur späten Stunde niemanden wecken wollen und darauf verzichtet, das Licht einzuschalten, als er hereingekommen und auf die einzig freie Schlafstätte geklettert und sofort eingeschlafen war. Jetzt lag er wach, und seine Augen begannen sich an das schwache Licht zu gewöhnen. An Schlaf war erst einmal nicht mehr zu denken in dieser Kammer, in der sich die drückende Luft mit dem Schweißgeruch mehr oder minder junger Männer mischte, dem des Jungen rechts neben ihm an der Tür mit dem dicken dunklen Haar und dem glatten runden Gesicht, dessen Mundwinkel zuckten, und dem des rothaarigen, bärtigen Kerls gegenüber, der beneidenswert ruhig und tief atmete, und von fünf weiteren Schläfern. Durch das hochgeschobene Fenster mit dem eingedrückten Fliegengitter drang das Geräusch von Feuerwehr- und Polizeisirenen herein, wie Andi sie aus Filmen und Fernsehserien kannte. Zuhause folgten sie einer anderen Melodie. Er musste an Bad Timing Bobby denken, einen Straßenmusiker, der ihm einmal erzählt hatte, wie er nachts aufgewacht sei und nicht habe wieder einschlafen können und dann seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Atmen gelenkt habe. „Wenn das Universum oder Gott oder wer auch immer will, dass ich mitten in der Nacht wach bin und meinen Atem höre,“ hatte er gesagt, „dann sollte ich ihm wohl zuhören.“

Andi richtete sich auf, griff seine Kapuzenjacke, sprang leise vom Hochbett und ging hinaus in den neonhellen Flur. Neben der Lobby befand sich ein verqualmter Aufenthaltsraum mit einer abgewetzten Ledersitzgruppe und einem Regal mit Büchern, die die Hostelgäste dagelassen hatten. Andi ließ sich in einen Sessel am Fenster fallen und starrte nach draußen auf die nächtliche West 23rd Street: Backsteinhäuser mit Feuerleitern, vorbeifahrende gelbe Taxis, ein Friseursalon, eine Bank, ein 7-Eleven-Minimarkt, eine Synagoge, ein mexikanisches Restaurant, der *Gotham Comedy Club*, ein Doughnut-Laden, eine Kirche und ein Obdachlosenheim mit einem hell erleuchteten Parkplatz dazwischen, umrandet von ein paar Ulmen, und das Hotel Chelsea direkt gegenüber mit roten Ziegelsteinen, schwarzen gusseisernen Balkonbalustraden, riesigen Schornsteinen und Bäumen auf dem Dach, die Andi in der Dunkelheit nur erahnen konnte. Im Chelsea hatten Mark Twain und Jimi Hendrix und Arthur Miller und Sam Shepard und Patti Smith und Jasper Johns gewohnt. Humphrey Bogart und Lauren Bacall hatten im Chelsea ihre Hochzeitsnacht verbracht, Bob Dylan hatte *Sad-Eyed Lady of the Lowlands* dort geschrieben. Sid Vicious hatte im Chelsea mutmaßlich seine Freundin umgebracht und Jahre später sich selbst – im selben Zimmer. Leonard Cohen hat in *Chelsea Hotel No 2* verewigt, wie Janis Joplin ihm gesagt hatte, sie bevorzugte gutaussehende Männer, aber für ihn würde sie eine Ausnahme machen, und ihm dann einen geblasen hatte. Anschließend hatte sie sich angezogen und gesagt: „Mach dir nichts draus. Wir sind hässlich, aber wir haben die Musik...“ Hier war er also, in der Stadt, die niemals schlief, der Stadt, in die Jay und er gewollt hatten, seit sie mit zwölf in wöchentlich erscheinenden Heftchen gelesen hatten, wie G-Man Jerry Cotton mit seinem Kumpel Phil Decker in einem Jaguar XJS Manhattans Verbrecher jagte.

Andi rieb sich mit der Hand durchs Gesicht, kniff die Augen zusammen, und als er sie wieder aufmachte, saß ihm jemand gegenüber. „Hi there.“ Der Typ hatte seine langen blonden Haare zu einem Zopf zusammengebunden und trug ein zu großes braunes Cordhemd über einem dunkelblauen *Gauloise*-T-Shirt.

„Hi.“ Andi war nicht nach Reden zumute. Sein Gegenüber fingerte eine Schachtel Zigaretten aus seiner Hemdtasche, *Luckies* ohne Filter (gab’s hier keine *Gauloise*?), klopfte eine heraus, steckte sie in den Mund, zündete sie an, nahm einen Zug und hielt Andi die Packung hin. Andi hatte vor über drei Jahren aufgehört zu rauchen. Unzählige Male hatte er auf Partys eine angebotene Kippe abgelehnt, auch wenn er danach geschmachtet hatte, und jetzt beugte er sich vor und nahm eine aus der Packung – noch nicht einmal, weil er besondere Lust darauf verspürte, die Zeiten waren vorbei, sondern weil ihm der Moment vorkam wie in einer Geschichte, die sie in der achten oder neunten Klasse im Deutschunterricht gelesen hatten und in der zwei Fremde gemeinsam eine Zigarette rauchten.

„Thank you,“ Andi beugte sich vor und sein Gegenüber gab ihm Feuer. „You’re welcome.“ Der Kerl hatte einen merkwürdigen Akzent. Er bildete das *r* irgendwo weit hinten im Rachen. Andi nahm einen vorsichtigen Zug, der ihm direkt zu Kopf stieg. Er glaubte, dieses Gefühl vermisst zu haben, lehnte sich zurück und setzte die Schuhsohlen auf die Kante des Couchtisches, auf dem ein Aschenbecher stand. Über der Tür hing eine Uhr: viertel vor vier. Er nahm das Taschenbuch, das er auf dem Zwischenstopp in London gekauft hatte, aus der Seitentasche seiner Hose und aschte ab. „This is a terrible mistake,“ sagte er halb zu sich und halb zu seinem Gegenüber und schüttelte den Kopf.

„The smoking?“ Der Typ sprach es aus wie „Smoke-King“.
„Yeah, the smoking too.“

“What’s the book you’re reading?” Andi hielt das Buch hoch. „Ah, *The Great Gatsby*. It was on our reading list in school, but I never read it. Is it good?“ Plötzlich wusste Andi, woran ihn der Akzent erinnerte: an die Werbung für Halsbonbons von *Ricola Schweizer Kräuterzucker*.

„Where are you from?“ „Switzerland. Luzern.“

„Ich bin Andi.“ Andi streckte ihm die Hand hin, und der Schweizer ergriff sie.

„Gabriel. Gabriel Möckli.“

„Freut mich, Gabriel.“ Andi fühlte sich die acht bis zehn Jahre älter, die er wahrscheinlich älter war. „Es war ’mal eins meiner Lieblingsbücher. Ist ’ne Weile her, dass ich es gelesen habe. Ich wollte sehen, ob ich es noch mag. Außerdem brauchte ich ’was für den Flug.“

„Wovon handelt es?“

Andi nahm einen langen Zug an der Zigarette. Es war vier Uhr morgens, er konnte nicht schlafen, war zu müde zum Lesen und hatte sonst nichts zu tun. „Jay Gatsby ist ein unfassbar reicher Typ, der in einer riesigen Villa auf Long Island lebt und die ausschweifendsten Partys der Stadt schmeißt, mit Champagnerbrunnen, Jazz-Bands und so weiter. Doch er feiert nicht mit, er beobachtet das Geschehen aus der Ferne, vom Balkon oder aus der Bibliothek heraus. Die meisten Gäste kennen ihn gar nicht, und sind auch gar nicht wirklich eingeladen. Sie kommen einfach. Er hofft die ganze Zeit, dass Daisy auftauchen wird, sein Jugendschwarm, deren Haus er von seinem Grundstück aus sehen kann, ein grünes Licht in der gegenüberliegenden Bucht. Seinerzeit war er ein armer Schlucker und sie ein Mädchen aus gutem Hause, und dann kam der Krieg, und als er zurückkam, war sie mit einem wohlhabenden Kotzbrocken verheiratet. In der Zwischenzeit hat Gatsby ein Vermögen gemacht, wie bleibt im Zwielicht, und jetzt hofft er, dass sie bei einer seiner Partys auftaucht und er sie beeindrucken kann, um sie zurückzugewinnen...“

Andi drückte die Zigarette aus und hielt inne. „So wird das nichts. So wie ich das erzähle, kannst du unmöglich den Eindruck gewinnen, dass es ein gutes Buch ist – entweder, weil ich’s schlecht erzähle oder weil ich’s selbst nicht mehr glaube... Pass auf: Das Buch hat den schönsten Schluss, den ein Buch haben kann.“ Andi schlug die letzte Seite auf. „Also, am Ende steht Nick, Gatsbys Nachbar und der Erzähler der Geschichte, in Gatsbys Garten und schaut hinüber zu der Bucht mit dem grünen Licht und denkt sich, dass Gatsbys Traum zum Greifen nahe gewesen war, so musste es Gatsbys jedenfalls vorgekommen sein.“ Andi las übersetzend vor. „Er wusste nicht, dass der Traum schon hinter ihm lag. Gatsby glaubte an das grüne Licht, die...“ Andi überlegte kurz. „... die stürmische, übermütige Zukunft, die Jahr für Jahr vor uns zurückweicht. Sie hat sich uns entzogen, aber das ist nicht von Belang. Morgen werden wir schneller laufen, unsere Arme weiter ausstrecken. Und eines schönen Morgens... Also legen wir uns in die Ruder, gegen den Strom, und treiben unablässig zurück in die Vergangenheit.“

Andi schlug das Buch zu und hielt es dem Schweizer hin.

„Aber du bist doch noch gar nicht durch.“ Andi war nur bis zum Ende des vierten Kapitels gekommen. Danach war er irgendwo über dem Atlantik eingeschlafen und in New York wieder aufgewacht.

„Nimm es! Ich weiß, was passiert.“

„Danke! Ich werd’s lesen. Versprochen. Hab’ ‘ne lange Busfahrt vor mir.“ „Wohin?“

„Buffalo. Sieben Stunden mit dem *Greyhound Bus* und dann zu den Niagara-Fällen und von da aus über Cleveland, Chicago, Minneapolis und Fargo weiter nach Winnipeg.“ Der Schweizer erzählte ihm, dass er gerade fünf Monate Wehrdienst hinter sich gebracht hatte und nun auf eine Art Walz ging. Er wollte Architektur studieren und vorher etwas Praktisches machen, mit seinen Händen arbeiten, etwas von

der Welt sehen und sich selbst beweisen. Freunde seiner Eltern waren nach Kanada ausgewandert und hatten sich in den Wäldern nördlich von Winnipeg niedergelassen. Dort bauten und reparierten sie Holzhäuser, und da wollte der Schweizer eine Weile arbeiten und dann weiter westwärts ziehen.

„Warum allein?“

Der Schweizer lachte. „Weil keiner mitkommen wollte. Meine Kumpels wollten, wenn überhaupt, nach Vancouver, aber nicht nach Riverton, Manitoba. Außerdem ist es auf diese Weise *mein* Ding.“ Der Schweizer Akzent gab den Sätzen etwas Leichtes. „Um acht geht der *Greyhound Bus* nach Buffalo. Ich hab’ schon auch Schiss.“

„Du tust das Richtige. Du würdest es bereuen...“ Sie schwiegen.

„Kann ich noch ’ne Kippe haben?“ fragte Andi schließlich, und der Schweizer hielt Andi die Packung hin.

„Und Du? Was machst Du hier?“

Andi nahm das Feuerzeug und zündete die Zigarette an. „Ich besuche eine Freundin.“ Der Schweizer sah ihn an. Andi blickte auf seinen Daumen, der über den Teller der Hand mit der Zigarette strich.

„Und? Du kannst mich doch nicht erzählen lassen und dann nur einen Satz sagen. Warum übernachtetest Du nicht bei ihr?“

„Sie ist sauer.“ Der Schweizer war nicht bereit, sich mit einem zweiten Satz abspesen zu lassen.

„Sie hat mich hier abgesetzt.“

Der Schweizer grinste auffordernd. „Es war so: Sie wusste nicht, dass ich herkommen würde. Es sollte eine Überraschung werden, und die ist schiefgegangen.“ Andi nahm einen Zug, und während er den Rauch einatmete, bedeutete er dem Schweizer mit einer kreisenden Bewegung der Hand, in der er die Zigarette hielt, dass er weitererzählen würde.

„Ich wollte erst morgen bei ihr auftauchen, ausgeschlafen, frisch rasiert, vielleicht mit einem Strauß Blumen oder so 'was.“ So genau hatte er sich das nicht überlegt. „Aber dann bin ich am Flughafen festgenommen worden.“

„Was?“ Der Schweizer zog das *a* in die Länge und bewegte es, so klang es jedenfalls, im Mund hin und her. „Erzähl! Los!“

„Okay, das war so: Ich kam an den Schalter. Legte meinen Pass hin. Der Typ fragte, was der Zweck meines Aufenthalts sei. Ich sagte, dass ich hier sei, um mir die Stadt anzusehen. Was geht's ihn an, ob ich jemanden besuche, dachte ich, und er fragte nach, wie viele Nächte ich im Chelsea Hostel zu bleiben gedächte, und ich meinte, erst mal eine. Er musterte mich fragend, also sagte ich, dass ich mir morgen wahrscheinlich eine andere Unterkunft suchen würde. Das schien ihm zu genügen. Er machte einen Stempel in den Pass, schrieb einen Buchstaben auf das grüne Einreiseformular und rief den nächsten in der Reihe heran. Ich ging weiter zum Gepäck und dann zur Zollabfertigung, wo ich dieses grüne Einreiseformular abgab, worauf der Typ dort direkt meinte, ob ich mal für einen Moment mitkommen könnte. Sagt man wohl besser nicht nein. Er bringt mich also in einen Bereich neben der Tür, durch die alle anderen Reisenden in die Halle gehen, wo sie von ihren Familien, Freundinnen, Limousinen-Service-Fahrern und so weiter erwartet werden. Der Raum hat kein Fenster, nur Neonlicht und einen Tisch und zwei Stühle. Die Frau und der Mann, die mich in Empfang nehmen, in voller Montur, so als kämen sie gerade von der Streife in den Straßen der Bronx, sehen nicht so aus, als würden sie mir erst einmal 'nen Kaffee anbieten. Er sieht ein bisschen so aus wie Robert de Niro und sie wie Heather Locklear in *T.J. Hooker*, nur nicht so hübsch. Aber die Föhnfrise und so.“

Der Schweizer guckte ihn fragend an.

„Okay, dafür bist Du zu jung. Sie sieht aus wie aus 'ner Achtziger-Fernsehserie.“ Der Schweizer nickte und zündete sich eine Zigarette an. Andi drückte seine im Aschenbecher aus und imitierte die tiefe, gereizt höfliche Stimme des männlichen Beamten: „Travelling alone, sir?' Ja, ich reise allein. ‚How'd you pay for your flight, sir?'

‚Cash.' Ich hatte meinen Flug bar bezahlt, weil es schnell gehen musste. ‚And when did you book that flight, sir?' Dieses Sir-Gedöns kann nicht gut sein, jedenfalls nervt's. Heute Mittag am Flughafen in Köln habe ich den Flug gebucht. ‚And why is that, sir? One usually books one's flights...' Es war 'ne spontane Entscheidung, erkläre ich. Unterbrechen kommt nicht gut an. Er spricht einfach weiter: ‚a while in advance, especially when just wanting to do some sightseeing.' Ob er die Information über den Zweck meiner Reise wohl dem einen auf das grüne Formular gekritzelten Buchstaben entnommen hatte? ‚So why did you decide spontaneously to make a holiday trip to New York City and take a flight on the very same day, sir?' Ja, das klang jetzt wirklich blöd, so wie er's formulierte. Ich gucke also seine Kollegin an, die anderthalb Schritte hinter ihm steht und sage: ‚Es gibt da diese Frau hier in New York, und ich wollte sie sehen, und als mir bewusst wurde, dass ich sie sehen wollte, wollte ich sie sofort sehen.' Ich bilde mir ein, dass die Frau verständnisvoll lächelt, aber da ist auch schon wieder Robert de Niro mit der nächsten Frage: ‚And so you can just go to the airport and literally take the next flight to New York City?' Soll ich darauf jetzt antworten? Offenbar noch nicht. ‚It was a pretty expensive flight.' Woher weiß der jetzt auch noch, was mein Ticket gekostet hat? Steht das da drauf? Es war der einzige Flug, den ich bekommen konnte. Die anderen waren alle ausgebucht. ‚Don't you have a job, sir?' Nein, ich bin Freiberufler. Was heißt das auf Englisch? Und wenn's mir einfällt, ist es klug, das zu sagen? Gefällt

ihm bestimmt nicht, andererseits kann der mich sowieso nicht leiden. Die Frau sieht netter aus, aber vielleicht ist das auch nur die *good-cop-bad-cop*-Nummer.“

Andi sah, dass dem Schweizer die Geschichte gefiel und machte eine nicht zu lange Pause. „Jetzt fragt seine Kollegin zum ersten Mal ’was. Sie will wissen, ob die Frau, die ich so dringend sehen will, in der Ankunftshalle auf mich wartet. Obwohl ich weiß, dass meine Antwort ihren Kollegen nicht weniger misstrauisch stimmen wird, entspanne ich mich ein wenig. Nein, es sollte eine Überraschung sein. Das könnte ihr gefallen, denke ich mir.“

„Wusste ich’s doch, dass das nicht einfach nur ’ne Freundin sein konnte,“ warf der Schweizer ein. „Deine Daisy, oder?“ Das *r* klang wie ein langgezogenes *dr*.

„Was? Spielt jetzt keine Rolle. Hauptsache, die Polizistin findet’s romantisch. Und glaubt mir – wenigstens ein bisschen. Jeden Moment kann die nächste Fangfrage von Robert de Niro kommen, also versuche ich, mit ihr im Gespräch zu bleiben. ‚Can you give us her address and phone number, please, so we can get in touch with her to confirm your story.‘ Meine Geschichte bestätigen, hatte Andi in dem Augenblick gedacht: Deswegen bin ich ja hier. „Das war sicher nett gemeint. Sie will mir helfen, die Sache zu klären. Dummerweise habe ich aber weder die Adresse noch die Telefonnummer. Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen und nicht mit ihr gesprochen. Ich habe einem Kumpel, der regelmäßig Kontakt zu ihr hat, vom Flughafen aus eine SMS geschrieben, aber vor dem Abflug keine Antwort bekommen, und hier habe ich die ganze Zeit kein Netz.“

„Hast du ein Tribandhandy?“

„Ein was?“ „Wenn nicht, wirst du hier auch kein Netz bekommen. In Europa senden die Mobilfunkanbieter auf 900- oder 1800-Megahertz-Frequenzbändern, in Nordamerika auf 1900. Deshalb braucht man ein Tribandhandy.

Aus dem Verlagsprogramm

GERLIND SCHABERT

Wintervorrat



Inge, Mutter von Rina und Saskia, lebt im Heim. Alzheimer. Bei den Besuchen erkennt sie die Töchter – oder auch nicht. Ebenso die Enkelinnen. Als Inges Schwester Christine aus London nach Jahren der Stille überraschend einen Besuch ankündigt, beschließen die Töchter: Wir machen mit den beiden Alten eine Reise an den Ort ihrer Jugend, nach Lübeck. Ein Wagnis mit einer Dementen. Die Reise verläuft turbulent, aber bringt auch das Familiengeheimnis ans Licht, das bislang unter dem Schweigen verborgen war. Und eröffnet den Jungen, dass auch Liebe sein kann, wo kein Erkennen mehr ist.



Mit zarter Sprache und großer Empathie erzählt dieser Roman von einer Krankheit, die mit Wucht auch das Umfeld trifft. Von Liebe, die aus Erinnerung lebt, von Vergebung, die kein Gegenüber braucht, und von der heilsamen Erfahrung, Erwartungen loszulassen. Eine Geschichte, die Mut macht und Angehörigen eine wertvolle Unterstützung sein kann.

Janina Mogendorf
Journalistin

ISBN 978-3-910563-43-8

www.rotekatzeverlag.de

KARLA LETTERMANN

Die Trauerrednerin und der verschwundene Pizzabote

Trauerrednerin Penni Sattler wohnt im Lübecker Brolingviertel, wo neuerdings der smarte Pizzabote Nic für Aufsehen sorgt. Er tummelt sich mit Begeisterung in den sozialen Medien und verhilft nicht nur seinem Arbeitgeber, sondern dem gesamten Viertel zu Beliebtheit. Als seine Posts jedoch zunehmend kritischer werden und schließlich ganz ausbleiben, reagieren viele Bewohner besorgt. Penni findet die Aufregung albern.

Als sie Nic bei einer noblen Trauerfeier wiedersieht, ändert sich allerdings ihre Meinung: Der einstige Sonnyboy wirkt jetzt wie ein Häuflein Elend. Wenige Tage später verschwindet er gar.

Penni kommt ins Grübeln: Was hatte der Pizzabote bei der Beisetzung eines Sohnes aus reichem Hause zu suchen? Zur Gruppe seiner Freunde gehörte er ganz offensichtlich nicht. Steht er vielleicht mit dem rabiaten Mädchen in Verbindung, das die Eltern des Verstorbenen bezichtigt, schuld an seinem Tod zu sein?

Eine aufreibende Spurensuche zwischen Schein und Sein beginnt.



KARLA LETTERMAN

Die Trauerrednerin und der verschwundene Bote

Ein Lübeck-Krimi



ISBN 978-3-910563-45-2

www.rotekatzeverlag.de



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und das Evangelium des Pilatus

Hatte Jesus Christus einen Sohn? So soll es geschrieben stehen in einem weiteren, verschollenen Evangelium, das kein geringer als Pontius Pilatus verfasst haben soll. Jener Pilatus, der zu Jesu Lebzeiten Präfekt von Judäa war und ihn zum Tod am Kreuz verurteilte? Jener Pilatus, der nach dessen Tod einer der glühendsten

Anhänger Jesu Christi wurde?

Und wenn dieser Sohn Christi existierte, gibt es dann auch heute, im 15. Jahrhundert, noch Nachfahren?

Dies fünfte Evangelium in Händen zu halten, würde Macht und Reichtum versprechen. Und da die Überlieferung sagt, das Werk sei vor vielen Jahren nach Reval gekommen, suchen viele danach und sind dabei nicht zimperlich. Menschen müssen sterben auf der Suche nach dem geheimnisvollen Buch – oder vielleicht doch aus ganz anderen Gründen?

Apotheker Melchior ist mittendrin, während sein Sohn in Lübeck in großen Schwierigkeiten steckt.

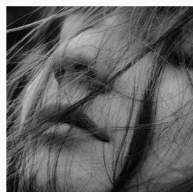
ISBN 978-3-910563-39-1

www.rotekatzeverlag.de

ALEXANDRA ALIUS

Wie Schwimmen im Sand

Toni – Antonia – und Ben wollen ein Kind, mindestens eines. Aber es will und will nicht klappen. Nach vielen verzweifelten Versuchen entscheiden sie sich zur Adoption. Und kurz später ist der knapp zweijährige Leon da, mit viel Wut im Gepäck. Doch Toni lässt sich nicht beirren; eine glückliche Zeit beginnt. Dann passiert, was unmöglich schien: Toni wird schwanger, ein zweiter, ein eigener Sohn wird geboren. Damit werden die Verhältnisse schwierig, sehr schwierig. Ist sie der Aufgabe gewachsen? Scheitert daran die Ehe? Muss sie Leon loslassen, um die Familie zu retten? Als auch noch ein dunkles Geheimnis von Tonis Eltern ans Licht kommt, gerät ihr Mutterbild ins Wanken.



ALEXANDRA ALIUS

Wie Schwimmen im Sand

Über die Schwierigkeit,
eine perfekte Mutter zu sein

Roman



”

Beklemmend. Befreiend. Und kraftvoll erzählt.

Theres Essmann

Schriftstellerin, Schreib-Coach

ISBN 978-3-910563-41-4

www.rotekatzeverlag.de



SABINE STAMER

Miss Sonderbar

Sonderbar benimmt sich Britta plötzlich. Ratlos beobachten die Eltern Ruth und Holger ihre Veränderung. Über Jahre hinweg hofft Holger unbeirrt, dass seine Tochter wieder wird wie früher. Ihr seltsames Verhalten gibt zunehmend Rätsel auf, aber Phasen der Ausgeglichenheit stimmen immer wieder zuversichtlich. Britta lernt Jörg kennen und heiratet, bekommt ein Kind. Doch

dann spitzt sich ihr Kampf mit den dunklen Mächten zu.

Nur langsam reift in Jörg die Erkenntnis, dass seine Frau psychisch krank ist. In guten wie in schlechten Zeiten... so hat er gelobt, aber ist das nicht zu viel verlangt? Weder Holgers Strenge, noch Ruths unermüdliche Fürsorge können Britta vor Obdachlosigkeit, Missbrauch und Drehtür-Psychiatrie schützen.

Eine Familie kämpft gegen den Wahnsinn, jeder auf seine Weise. Und Britta geht ihren eigenen Weg, bis schließlich alles eskaliert, als es nicht mehr auszuhalten ist.



...trotz aller Tragik auf bizarre Art komisch und unterhaltsam, weil einem die sogenannte normale Welt so wahnsinnig bekannt vorkommt.

Nina Petri
SchauspielerIn

ISBN 978-3-910563-38-4

www.rotekatzeverlag.de

ROLF WINTER

Hitler kam aus der Dankwartsgrube

1933 war die Dankwartsgrube in Lübeck Teil eines Viertels von Arbeitern und Armen, „sozialer Rand“. Hohe Wahlergebnisse für SPD und KPD hatten hier Tradition. Rolf Winter wurde 1927 in dieses Milieu hineingeboren und erlebte, wie gegen Ende der Weimarer Republik und in der Folge der Weltwirtschaftskrise Armut und Verelendung wuchsen, Wut und Verzweiflung um sich griffen. Die, die bis gestern „links“ gewählt hatten, sahen keine Perspektive mehr, verfielen in Massen den scheinbar einfachen Lösungen, der Sündenbock-Agitation („die Juden“) von rechts, dem Rattenfänger Adolf Hitler. Rolf Winter beschreibt dies im Rückblick – sechzig Jahre später – sehr persönlich, sehr subjektiv, sehr pointiert. Und zeigt uns, die wir seinen Text mehr als dreißig Jahre nach seiner Entstehung lesen, wie erschreckend aktuell er noch – oder wieder – ist.



ROLF WINTER

**Hitler kam aus der
Dankwartsgrube**
(und kommt vielleicht mal wieder)

EINE KINDHEIT IN DEUTSCHLAND



ISBN 978-3-910563-36-0

www.rotekatzeverlag.de